

5.

**Unser Volk**  
in seinen Freuden und Festen.

---

**Vortrag**  
in der Pastoralconferenz zu Leipzig  
den 8. Juni 1865 gehalten

von

D. Friedrich Ahlfeld.

---

Halle,  
Verlag von Richard Mühlmann.  
1865.

---

Flügel Holz

in seinen Stunden und Zeiten

Vertrag

in der Handlung des Reichs

im Jahr 1788

D. Friedrich Schlegel

Galle

Verlag von Friedrich Schlegel

1788

Hochgeehrte Freunde und Brüder. Jeder Heidenhimmel mit seinen Göttern ist eine aus den Werkstücken des menschlichen Denkens in die Luft hinaufgebaute Stadt, oder auch eine Kimmung, eine Spiegelung, wie wir sie selbst über unsern nördlichen Küsten sehen. Der Küstensaum mit Städten, Wäldern und Feldern ist oben in den Wolken abgebildet. Die Götter der Heiden sind in Kraft, Güte, Sünde, Freude und Trauer gesteigerte Volksgenossen. Ihr Leben ist eine idealisirte Art des jedesmaligen Volkslebens. Allerdings sind ihre Gestalten und Functionen wenigstens in dem jüngern Heidenthume überall zunächst dem Naturleben entnommen; sie sind personificirte Naturkräfte. Doch hat jedes Volk je länger je mehr diesen Gestalten seinen Character aufgeprägt. So sind auch die germanischen Götter ein ächtes Abbild unserer Väter, stark, tapfer und grimmig, im Ganzen redlich, aber in bedenklichen Fällen nicht ohne Winkelzüge, heiter und lustig, auch *θεοὶ γαῖα ζωοντες*, leicht hinlebende Götter, nur daß durch dieses Freudenleben die Gewißheit vom Untergange aller Dinge und von ihrem eigenen in dem großen Weltbrande beständig hindurchzittert. — Als der Schwedenkönig Gylfe, wie uns im ersten Capitel der jüngern Edda erzählt wird, verstellt in einen alten Mann und versteckt in den falschen Namen Gangler, die Götter in Asgard besuchte, fand er in dieser Götterburg viele Gemächer und in denselben eine große Menge Menschen. Es waren dies auf der Walstatt Gefallene und in die Gemeinschaft der Götter Eingegangene. Einige von ihnen spielten, andere zechten, andere kämpften. Wie sie spielten, zechten und kämpften auch die Götter selbst. Sie, die Götter nämlich, waren leidenschaftliche Brettspieler. Schon ehe es Menschen gab, ehe dies schwer zu regierende Geschlecht ihnen die Tage sauer machte, spielten sie zusammen auf dem Idafelde im Brett. Und wenn nach dem großen Weltbrande und dem Tode der alten Götter eine neue grüne Erde aus dem Meere auftaucht, auf welcher Friede wohnt, dann werden die neuen Götter die alten goldenen Spieltafeln wiederfinden und fröhlich fortspielen in Ewigkeit. — Damit die Götter zu einem guten Trunk gelangten, trat Odin selbst in Knechtesdienst, setzte sich den größten Fährlichkeiten aus und stahl zuletzt glücklich dem Riesen Suttung seinen Meth, in dem er allerdings den Göttern auch die Gabe der Poesie mit heimbrachte. Bei dem Riesen und Zauberer Utgardloki ließ sich Thor

in einen Wettkampf im Trinken ein und leistete Gewaltiges. Der Zauberer hatte dem Gotte trüglicher Weise den untern Theil des Trinkhorns in das Meer gestellt. Der Meth im Horne schien nicht abzunehmen. Beim Abschiede aber enthüllte der Riese dem Thor den Trug mit den Worten: „Wenn du nun an die See kommst, wirst du sehen, wie Viel sie durch das, was du getrunken, vermindert worden ist, es ist jetzt Ebbe.“ Als sich Gylfe bei Har, dem verstellten Odin, der ihm über Wesen und Leben der Götter Auskunft gab, erkundigte, was die seligen Männer tranken, ob sie vielleicht Wasser tranken, unterbrach ihn dieser und rief: „Das war eine einfältige Frage! Wer kann glauben, daß Allvater Könige, Grafen und andere vornehme Männer zu sich einladen und ihnen Wasser vorsezen wird!“ Sie trinken Meth. — Wetten der Götter unter sich oder mit den ihnen feindlichen bösen Mächten kommen in der Edda wiederholt vor. Kämpfe mit den feindlichen Riesen füllen Thors und Odins Leben aus. Als die Götter ihren Liebling den Baldur, der böse Träume vor seinem nahen Tode gehabt, dadurch gesichert zu haben glaubten, daß sie aller Creatur das Versprechen abnahmen, ihm nicht schaden zu wollen, schossen sie nach ihm mit Pfeilen, warfen ihn mit Steinen, hieben mit Schwertern auf ihn ein. Ja in dem großen Riesenkampfe gegen die feindlichen Mächte gehen endlich die Götter siegend und sterbend unter. — Auch das Leben der Seligen war den alten Germanen ein steter Kampf. Am Morgen eilten sie hinaus auf den Kampfplatz, schlugen und erschlugen sich, wenn aber die Essenszeit kam, standen sie wieder auf, ritten heim und setzten sich zu Tische.

Jene Wahrnehmung Gylfes bei seinem ersten Einblick in Asgard: „Etliche spielten, Andere zechten, Andere kämpften,“ giebt nun auch den Text zum ganzen Leben unserer Väter nach Seiten ihrer Freude. Das Spiel war vom fernsten Osten bis zum äußersten Westen, vom Ganges bis zu den Ufern des Rheins des großen indogermanischen Stammes Freude und Sünde. Aus Indien erzählt uns die Mahabaritha, daß Mal endlich auch sein Weib, und daß König Inzid schira sein Geld, seine Kleinodien, sein Königreich, seine Bettern, seine Brüder, sein Weib und endlich sich selbst verspielte. Von unsern Vätern berichtet uns Tacitus Aehnliches. Der Trunk scheint besonders Mitgift zweier indogermanischer Stämme, des slavischen und des germanischen geworden zu sein. Von den Ariern, Griechen, Römern, Kelten etc., läßt sich von groben Ausschritten nach dieser Seite hin nicht Viel sagen. In den Heldenliedern der Serben, eines slavischen Stammes, heißt es von ihrem Haupthelden, dem Königssohne Marko:

„Und er trinkt nicht Wein, wie sonst man Wein trinkt,

Trinkt aus einem Becken, das zehn Maß hält,

Trinkt es selbst halb, giebt es halb dem Scharaz,“ (dem Schecken, seinem Rosse).

Doch wir haben es besonders mit unserem Volke zu thun. Die Germanen

sind in der That trinkend in die Geschichte eingetreten. Cäsar und Tacitus sind die ältesten Gewährsmänner für diese Sünde unserer Väter. Etwa 300 Jahre nach Tacitus, wo die Deutschen von allen Seiten in das römische Reich einbrachen, tragen sie ganz dieselbe Signatur. Wir haben darüber fast wunderliche Nachrichten späterer römischer Scribenten. Sidonius Apollinaris hat seinem Gönner, dem gewesenen Consul Gaius, ein Hochzeitgedicht versprochen. Er kann es aber nicht machen vor dem greulichen Spectakel, den die Germanen in der Stadt verföhren. Die siebenfüßigen Burgunden lassen ihn, wie er sich ausdrückt, nicht zu sechsfüßigen Versen kommen. Er fertigt deßhalb seinen Gönner mit etlichen Hendekasyllaben ab. Ein anonymes römischer Epigrammatist, der wahrscheinlich über oder neben einer gothischen Wirthschaft gewohnt hat, läßt uns ein Wenig in diese hineinschauen. Er klagt:

Inter heils gothicum cum skapja matjan ja drigkan

Non audet quisquam dignos educere versus.

Unter dem gothischen: „Heil!“ mit: „Schaff gleich Essen und Trinken!“

Ist kein Mensch mehr im Stand, vernünftige Verse zu schmieden.

Er saß etwa auf seiner Oberstube, und so oft in die gothische Wirthschaft neue Gäste eintraten, schallte der gothische und allgemein germanische Gruß: „Heil!“ zu ihm hinauf, und diesem folgte dann gleich der Befehl an den Diener: „Schaff gleich Essen und Trinken!“ Und wieder gegen 500 Jahre später, als das Christenthum nach Scandinavien vordrang, sollte ein kleiner Nordlandskönig, der in Bigamie lebte, eine seiner beiden Frauen entlassen. Er bedachte sich nicht lange, beide Frauen mußten ein Examen machen, und die, welche ihm das beste Bier gebraut hatte, behielt er. — Wettkämpfe jeder Art wurden im Volke gehalten. Man maß sich im Fechten, Ringen, Reiten, Laufen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Klettern, Bogenschießen etc. In der Regel bekam der Sieger goldene Ringe, die Münzwert hatten, oder schöne Waffen als Preis; oft aber galt der Kampf auch gleich um das Leben oder um die Freiheit des Unterliegenden. Wenn die Isländer ihren Allthing hielten, ihr großes allgemeines Landgericht, welches Wochenlang dauerte, füllten sie, weil sie keine Waffen mitbringen durften, die freien Zwischenzeiten wenigstens durch Wettschwimmen im Meere aus. Zweikämpfe füllen gar viele Spalten der deutschen Geschichte und Sage. Einer der tüchtigsten Kenner des nordgermanischen Lebens (Carl Weinhold) behauptet, daß selbst in den ersten christlichen Jahrhunderten von zehn isländischen Männern kaum einer den Strohtod, den Tod auf dem Bette gestorben sei. Die andern neun gingen im Kriege, im Zweikampfe, in der Blutrache und im Ringen mit der großen Mitgardschlange, dem Meere, nach Walhalla. Spiel, Trunk und Kampf mischten sich in der Regel mit einander. Noch aus viel späterer Zeit wird von den Dithmarsen erzählt, daß die Männer zu den Gelagen gleich die Todtenhemden mitnahmen, und daß die Weiber die Heimkehrenden frag-

ten, wer diesmal todtgeschlagen sei. Der furor germanicus war ja bei den Nachbarvölkern sprüchwörtlich geworden. — Doch säumten sich um diese wilden Freuden auch zarte und gemüthliche. Das Leben in der Natur und das stete Ringen mit ihr erhielt das Volk stark und frisch. Dazu kamen die schönen Bande der Verwandtschaft, Freundschaft, Genossenschaft und Gastfreundschaft. Ein lieber Gast war eine große Freude im Hause. Ein altes Sprüchwort sagt von ihm: „Wenn er kommt, gehen die Thüren von selbst auf, und die Hunde freuen sich auch mit.“

Als ein solches Volk überkam die Kirche unsere Väter. Ihre Bekehrung war eine Riesenarbeit. Ein volles Jahrtausend war nöthig, um alle germanischen Stämme auch nur äußerlich in den Rahmen der Kirche einzufügen. Durch dies ganze Jahrtausend zieht sich die Frage hindurch: „Wird das Germanenthum mit seinem Kampf- und Freudenleben die Kirche herabziehen und verweltlichen, oder wird das Evangelium das germanische Volk mit dem heiligen Geiste erfüllen und adeln?“ Die ältesten Missionare Deutschlands, die italienschen, irischen und englischen — Severin, Gallus, Bonifaz, Ansgar &c. — stehen in mächtigem Kampfe mit den deutschen Ursünden. Sie streiten mit reingewaschenen Händen. Doch stellte sich auch schon frühe eine Accommodation an das Volksthümliche ein. Wir sehen sie im Dogma. Thors Hammer mußte dem Kreuz die Thür öffnen helfen. Der alte germanische Brauch, nach welchem der Vater sein neugebornes Kind vom Boden aufnahm, mit Wasser begoß und ihm dann den Namen gab, bahnte der Taufe den Weg. An das Julfest lehnte man Weihnachten, an das Fest der Frühlingsgöttin Ostara an. Wenn jetzt noch die bildende Kunst die Engel gern in Kindergestalt darstellt, so hat sie dafür nicht die geringste biblische Unterlage. Wir halten dafür, diese kleinen Engel sind die in die Kirche mit hereingeschlüpften germanischen Elfen. — Aber mächtiger als im Dogma schloß sich die Kirche im Volksleben an das Herkömmliche an. Daß die Bischöfe mit im Felde lagen, daß sie noch anders zuschlagen konnten als die Mönche auf der ephesinischen Synode, daß Gwilib, Bischof von Mainz (unter Pipin und Carlmann), den Sachsen, der seinen Vater erschlagen, zu einem Zwiegespräch in der Weser forderte und mitten im Gespräch treulos niederstach, das sind bekannte Sachen. Zur Rechtfertigung des germanischen Trinkens auch nach der Bekehrung hat der Norden eine sehr prägnante Sage. Der heilige Martin, der Patron des deutschen Volkes, auf welchen eine Menge Attribute von Thor und Odin übergegangen sind, erscheint dem Schwedenkönig Olaf im Gesicht und sagt ihm: „Es ist Sitte in diesem Lande, daß zu Thors, Odins und anderer Götzen Ehre Becher oder Hörner ausgeleert werden. Da du aber nun ein Christ bist, so ändere diese Sitte und schaffe, daß hinführo zu meiner Ehre getrunken werde.“ Konnte man zu Ehren des heiligen Martin trinken, so hatten Geistliche wie Laien die offenste Lizenz. — Ich führe nicht aus, wie willig und weit sich die Kirche in gewissen Jahrhunderten des Mittelalters an die alten Volksünden

hingegen hat, auch nicht wie sie sich in andern aus diesen Antäus-  
armen wieder los zu ringen suchte. Ich erwähne nur, daß sie nach dieser  
Seite hin zu Zeiten in der tiefsten Knechtschaft gelegen hat. Seit  
Friedrich II., dem Manne von hohenstaufischem Glanze aber ohne alte  
hohenstaufische Zucht, büßt unser Volk auch den Kranz der keuschen  
Zucht ein, den die römischen Autoren früher mit so schönen Farben ge-  
schildert hatten. Das höfische Leben wird besleckt mit raffinirter Sinn-  
lichkeit. Das Lied hat unter feinsten Form oft den unsaubersten Inhalt.  
Wohl war im 14. und 15. Jahrhundert durch die Brüder vom gemeinen  
Leben Manches besser geworden; doch war es nur eine Reformation in  
engen Kreisen. Im Ganzen und Großen ging das Volk in einem  
losgebundenen lustigen Freudenleben seinen Weg. Im 15. Jahrhundert  
sind die Bande der Zucht auf eine Schrecken erregende Weise gelockert.  
Auch im Norden Deutschlands hat der Mann das Haus darangegeben  
und sich an öffentlichen Orten heimisch gemacht. Der dort herrschende Ton  
gab dem der schlechtesten Wirthschaft unserer Zeit Nichts nach. Wer  
sich davon überzeugen will, lese nur etliche von Erasmus Colloquien.  
Sie können überhaupt als Spiegel des damaligen Volkslebens gelten. —

Da tritt Luther herein. Er ist Reformator im Dogma und im  
Cultus geworden, aber eben so sehr Reformator im Leben, in der Zucht  
und Freude unseres Volks. Wir pflegen zu sagen: „Augustinus und  
Luther sind in der nachapostolischen Zeit die größten Zeugen Christi  
gewesen.“ Sie mögen neben einander stehen im mächtigen Talent, im  
tiefen Gefühl der Heilsbedürftigkeit, in lebendiger Erforschung der Schrift,  
in klarer Polemik, in der Präcision des Gedankens und obenan in der  
unwandelbaren Gründung auf den Fels des Heils. Kommen wir aber  
an die Frage: wer von beiden Christum zumeist in das Leben und  
Haus getragen und dieses zu einer Hütte Gottes bei den Menschen  
gemacht hat, dann steht Luther hoch, hoch über dem Afrikaner, dann ist  
ihm in der ganzen nachapostolischen Geschichte der Kirche Niemand zu  
vergleichen. Ihn kann man im besten Sinne des Wortes den Erneurer  
unseres Volkslebens nennen. Von den bedeutendern Reformatoren ist  
ihm darin Zwingli der verwandteste. Calvin mit seinem juristischen  
Verstande und kalten Gesetze hatte von Volksleben und Volksfreude  
keinen Begriff. Luther ist auf der einen Seite weder blind noch blöde  
gegen die deutschen Ursünden. Er schlägt mit Keulen auf die vollen  
tollen Deutschen los. Er sagt ihnen in der Auslegung zum 101.  
Psalm: „Es muß ein jedes Land seinen eigenen Teufel haben. Unser  
deutscher Teufel wird ein guter Weinschlauch sein und muß Sauf  
heißen.“ Er will aber auch kein freudloses verdüstertes Volk haben.  
Das „Freuet euch in dem Herrn“ soll hineingetragen werden in das  
Haus, auf den grünen Ager, auf das Arbeitsfeld, in die Spiele der  
Jungen und in das Ringen der Alten. Der deutsche Humor mit seinem  
tiefen Ernste unter dem grauen Rocke ist in Niemand so repräsentirt  
wie in ihm. Der große Reformator findet es nicht zu klein, bei einer

Deposition, einer altherkömmlichen Studenteneinweihung, wo dem mit einer Kuhhaut überdeckten *Beanus* oder Fuchs die Hörner abgesägt wurden, die Rede zu halten. Er beginnt nach dem komischen Acte mit den Worten: „Mein Sohn, dies ist nur der Anfang jener Depositionen, die im ganzen Leben deiner warten zc.“ Er fügt einem hochmüthigen jungen Manne, der ihn mit griechischen Briefen heimsuchte und trotz seiner Erinnerung nicht davon ablassen wollte, in seine lateinische Antwort einen alten deutschen Schneiderspruch in hebräischen Buchstaben mit ein. Der Gefoppte sucht Rath bei allen Hebraisten, und zieht endlich nach Augsburg zu den Gelehrten, die dort zum Reichstage versammelt waren. — Luther heiligt das deutsche Lied, das bis dahin wie ein Aschenbrödel im Winkel saß; er zieht es in den Dienst am Heiligthume. Er macht der Böllerei der Geistlichen und Mönche ein Ende durch Aufhebung des Cölibates und der Klöster. Welchen schneidenden Eindruck die Reformation auf lüderliche Wirthe und Kuppler machte, ersieht man besonders klar aus einem trefflichen Fastnachtspiel des Burkard Waldis: Der verlorne Sohn. Dieser tritt trozig vor den Vater hin und verlangt seinen Theil der Güter. Umsonst sind Alle Einreden und Warnungen des Vaters. Er thut dem Sohne den Willen, giebt dem Knechte den Schlüssel zum großen Geldkasten, und dieser holt die Beutel herbei. In dem einen stecken die Kronen, im andern die Ducaten, im dritten die Nobel, im vierten die Cruciaten (Ducaten mit langem Kreuz), im fünften die rheinischen Gulden, in Summa alle zusammen 500000 Stück. Der verlorne Sohn erhält richtig seine Hälfte und macht sich damit auf den Weg in die Fremde. Ehe er wieder auftritt, führt uns ein Zwischenact in ein Wirthshaus, bei dessen Inhaber eben ein Spitsbove einspricht. Der Wirth sitzt traurig da und hängt den Kopf wie ein Schilf. Der Spitsbove, der ihn sonst ganz anders gesehen und bei ihm manchen guten Trunk ohne Bezahlung gethan hat, fragt nach der Ursach seines Kummers. Der Wirth staunt, daß er die nicht selbst wisse und noch darnach fragen könne. Er bricht dann los in die Worte:

Der Luther ist an Allem Schuld!  
 Seit er geschrieben und gelehrt,  
 Hat sich die ganze Welt verkehrt.  
 Hätte der Mönch Hand und Mund gespart,  
 Derweil seiner Metten und Vesper gewahrt,  
 Viel Böses wär geblieben unterwegs,  
 Das sich jetzt in aller Welt thut regen.  
 Die Mönche er aus dem Kloster treibt,  
 Keine Meierin (Haushälterin) bei dem Kirchherrn bleibt.  
 Die schlimmste Klage, die ich hab:  
 Er bricht der Unkeuschheit den Stab;  
 Den Ehestand gar hoch er preist,  
 Und das selbst mit der Schrift beweist;  
 Mit St. Paul will er sein Werk recht machen:  
 Sie sind beide gleich gut in den Sachen. zc.



Es ist richtig, auf der einen Seite machte Luther die Sünde zur Sünde, wie es lange Keiner mehr in der Kirche gethan hatte; auf der andern gab er der Freude ihr Recht, aber er brachte Zucht in dieselbe. Im 16. Jahrhundert sind die Deutschen ein fröhliches Volk. Wir wollen nicht leugnen, daß die alten germanischen Muttermale noch oft und stark hervorschauen, aber der Herr ist doch bei der Freude und in derselben ein Gewissen. Seht die losgebundensten Persönlichkeiten wie einen Albrecht von Brandenburg-Gulmbach an. Er kann einem Freunde, der ihn in seinem Sündenleben auf das Ende hinweist, antworten: „Wenn ich todt bin, setze ich mich rittlings auf den Zaun zwischen Himmel und Hölle, und dann will ich einmal sehen, wer stärker ziehen kann, ob der Herr Christus oder der Teufel.“ Und später kann der Mann singen:

Was mein Gott will, das g'scheh allzeit,  
Sein Will' der ist der beste. 2c.

und weiter:

Nun muß ich bald von dieser Welt  
Hinfahrn in Gottes Willen  
Zu meinem Gott, wenn's ihm gefällt.  
Will ich ihm halten stille.  
Mein' arme Seel ich Gott befehl  
In meiner letzten Stunden;  
Du frommer Gott, Sünd', Höll' und Tod  
Hast du mir überwunden.

Da merkt man, wer stärker ziehen konnte. — Im 17. Jahrhundert zerknickte der 30jährige Krieg die schöne frische Blüte. Der fröhliche Glaube und der deutsche Humor sind an den Dragonaden und am Schwedentrünke gestorben und in den verstorbenen Dorfstätten mit begraben. Weil wir selbst so matt und arm geworden waren, nahm ausländisches Wesen überhand. Der Adel vergeudete ein Viertel seiner Güter in französischer Lüderlichkeit und ein zweites in deutscher Schlemmerei. Der Pietismus des 18. Jahrhunderts konnte das Volksleben nicht pflegen, weil er kein Verständniß dafür hatte. Er war selbst zum großen Theil eine Flucht aus dem Leben. Der Rationalismus, als der Geschichte zu sehr entfremdet, konnte wieder das Volk nicht verstehen. Sage, Sitte, Spiel, Brauch und Volksfest galten ihm als roh und unvernünftig. Er ließ diese Dinge höchstens hinter seinem Rücken passiren. Die Schule war viel zu sehr Zuchthaus und der Lehrer zu arm, um an dies hochnöthige Werk Hand anlegen zu können. So verkümmerte unser Volk, das eine so reiche Anlage zu herzlicher Fröhlichkeit mit in die Geschichte gebracht, immer mehr. Die alten Spiele und Kämpfe waren nicht gereinigt sondern erstorben. Eigentliche stehende Volksfeste gab es, abgesehen von dem katholischen Fasching, nur in Gebirgsgegenden und andern von der schlechten Cultur weniger berührten Winkeln des Landes. Einzelne

wenige geschichtliche Feste fristeten sich in gewissen Städten kümmerlich hin. Die in alten Städten übriggebliebenen Scheiben- und Bogelschießen gehörten nur einem gewissen Patriciat an. Auch die Regelpbahnen konnten nur kleineren Kreisen eine Freude gewähren, waren aber auch für diese als eine Art Monopol der Gastwirths häufig Verführer zum Trunke. Die Freuden der großen Masse concentrirten sich in die drei Worte: Brantwein, Karte und Tanz, und mit dem Tanze ging nur zu oft Wollust und Unkeuschheit Hand in Hand. — So war es, so ist es im Ganzen und Großen in unserem Volke noch. Trotz des materiellen Fortschrittes ist es in harmloser Freude ein armes Volk geworden.

Doch es ist eine Reaction da. Man hat es lange gefühlt, daß zur Gesundheit des Volkes auch gesunde Freuden und Feste gehören. Man hat viel experimentirt, und unzählige Versuche sind zu Schanden geworden. Wir bilden uns nicht ein, klüger zu sein als die, welche solche Versuche machten; aber vielleicht haben wir doch Einiges aus denselben gelernt. Sprechen wir zuerst zwei negative Sätze über Volksfeste aus:

1) Eine Idee, ein Gedanke, ein Wunsch, eine Tugend kann nicht Gegenstand eines Festes sein. Man hat Tugendfeste veranstaltet; weil sie aber der gefährlichsten Untugend, der Hoffahrt und Eitelkeit in die Hände arbeiteten, sind sie überall durch schmerzliche hier nicht weiter zu bezeichnende Erfahrungen zu Grunde gegangen. Ich habe vor etwa 20 Jahren in Gemeinschaft mit einem hier anwesenden lieben Freunde ein Mäßigkeitsfest, ein Volksfest eines Mäßigkeitsvereins gefeiert. Es war in der That ein fröhlicher Tag, und das Couvert bei Tische kostete zwei Silbergroschen. Aber die Freude lag nicht in der gefeierten Sache, sondern im Walde, in dem Beisammensein so vieler in dem Herrn einiger Leute, in den Erzählungen und Ansprachen, mit welchen ein Kreis jugendlich frischer Männer entweder die ganze Versammlung oder einzelne Gruppen unterhielt. Die Festfreude lag in den Thaten.

2) Die bloßen Naturphasen genügen auch zu keinem Volksfeste. Die Blumen- oder Rosenfeste sind überall fade und marklos. Wenn unsere Väter im Sommer und Winter ihre Sonnenwenden feierten, stand ein Göttercultus dahinter. Und wenn wir jetzt unsere Erntefeste feiern, steht die Barmherzigkeit Gottes dahinter und die saure Arbeit, die erst das Feld bestellt und schließlich den Segen eingebracht hat. Wo in deutschen Landen der Winter noch festlich ausgetrieben wird, ruhet die Hauptfreude auch nicht in dem Gedanken an den kommenden Lenz, sondern in dem Treiben und Jagen, womit der in Moos und Stroh gehüllte Bursch, der den Winter darstellt, aus allen Verstecken des Waldes heraus ins Freie geholt und abgeführt wird.

Gehen wir über zu den für wirkliche Volksfeste nöthigen Erfordernissen und Unterlagen. Zu jedem Feste gehört eine Thatsache, die

entweder schon geschehen ist, oder eben geschieht. Es muß etwas Bestimmtes gefeiert werden. Solche Facta sind:

1) Die großen Thaten Gottes in der Heilsgeschichte. Sollen aber aus den kirchlichen Festen wahre Volksfeste werden, so muß irgend eine Darstellung, eine Symbolik für das Leben hinzukommen. Der Christbaum und die Geschenke sind für Weihnachten von unermesslicher Bedeutung, sie tragen recht eigentlich das Christkind in die Häuser. Bei Ostern fehlt Etwas. Die Ostereier, diese Hüllen, diese Gräber, in welchen ein zum Hervorbrechen bestimmtes Leben verschlossen liegt, sind zu klein und reden für das Volk nicht deutlich genug. Die Pfingstmaien sind gut, sie stellen das Grünen und Wachsen im heiligen Geist dar. Die Pfingstbiere wurzeln ursprünglich gewiß in dem Freudenweine, den der heilige Geist einschenkt; aber der Verband mit demselben ist meist ein sehr loser geworden. Die Kirchweihen oder Kirmessen haben ein eigenes Schicksal gehabt. Gregor I. gilt als Stifter derselben. Er verordnet, daß um die Kirchen, welche aus Gözentempeln in christliche Heiligthümer umgewandelt waren, an ihren Weihetagen Zelte und Lauben gebauet und fromme, fröhliche Mahle gehalten werden sollten. Da scheinen denn die vertriebenen alten Götter wiedergekommen zu sein, sich mit an die Tische gesetzt zu haben und bis auf den heutigen Tag mit dem Herrn Christus zu ringen, ob der außerkirchliche Theil des Festes ihm oder ihnen gehören solle.

2) Ein zweiter Kreis von Festen erwächst aus dem Hause, aus der Familie. Hochzeiten und Taufen sind und bleiben theure Hausfeste. Der Geburtstag aber, ob er schon seit urältester Zeit gefeiert ist — schon der König Pharaos in Aegypten begeht ihn und macht ihn zu einem Tage der Amnestie für seinen Schenken — genießt auf dem Lande keiner sonderlichen Ehre. Auch der Trauungstag wird bei der großen Hälfte unseres Volkes vergessen. Doch sind es die Geburtstage von Vater und Mutter sammt ihrem Hochzeitstage wohl werth, daß sie im Hauskalender roth angestrichen stehen und gefeiert werden. Sie helfen das Haus bauen, und der Geistliche thut wohl, wenn er ihnen zu größerer Ehre verhilft.

3) An das Haus reihet sich das Vaterland, die eigene Stadt oder das eigene Dorf an. Der Geburtstag des Landesvaters, die Jahrestage hervorragender entscheidend in die Landesgeschichte eingreifender Siege dürfen nicht vergessen werden. Die Errettung von drohenden Gefahren, die Befreiung von großen Calamitäten geben auf lange Zeit Stoff zu schönen Dankfesten. Noch heute feiert Raumburg a. d. S. sein Dankfest für die Befreiung der Stadt von der Belagerung der Hussiten unter Procopius den 28ten Juli 1432. — Mit großem Ernst begeht Leiden alljährlich den 3ten October. Die Spanier hatten die Stadt rings umschlossen, der Hunger nagte, das Volk drängte zur Uebergabe. Der Bürgermeister Peter van der Werff erklärte: „Wenn ihr Speise

haben müßt, mögt ihr mich schlachten; aber so lange ich lebe, breche ich meinen Eid nicht, den ich Dranien geschworen, die Stadt zu halten.“ Die Bürger riefen darauf den Spaniern von der Mauer aus zu, wenn der Hunger überhand nehme, hätten sie zwei Arme, den linken wollten sie essen, mit dem rechten aber sich wehren. Da trieb am 3ten October ein Sturm aus Südwest die See durch die geöffneten Schleusen in die spanischen Verschanzungen. Dazu thaten die Bürger einen mannhaften Ausfall, fanden die Spanier beim Abkochen und zwar von Klößen, nahmen, was sie davon bekommen konnten, und aßen sich nach langer Zeit wieder satt. Nachdem man am jährlichen Erinnerungstage dem Herrn die Ehre gegeben hat, ist man in der ganzen Stadt zu Mittag — Klöße. — Noch heute feiert Hanau jeden 13ten Juni sein Lamboifest zum Dank für die Errettung der Stadt von dem kaiserlichen General Lamboi. Die Belagerung war so eng und der Hunger so groß, daß man bereits Pferde und Esel, Hunde und Katzen verzehrt hatte. Da erschien den 13ten Juni 1636 Landgraf Wilhelm V. mit 6000 Mann, schlug die Kaiserlichen vor den Thoren der Stadt und machte der Noth ein Ende. — Als der türkische Großvezier Kara Mustafa 1683 Wien belagerte, hatten die Türken bereits einen Minengang bis in die innerste Stadt getrieben. Da hört in einem Hause dicht neben dem Stephansplaz ein Bäckergefell, der Hefen aus dem Keller holen will, das unterirdische Arbeiten. Er zeigt es schnell an, man legt eine Gegenmine und verschüttet die Türken. Bald darauf befreiete Sobiesky's Sieg am Kahlenberge die Stadt von der Belagerung. Die Bäckerinnung in Wien verdankt den guten Ohren ihres Gefellen ein schönes Innungsfest. An einem bestimmten Tage ziehen die Bäckerbursche in feierlichem Aufzuge mit militärischer Musik durch die Stadt, und Einige aus der Bruderschaft schwenken bunte seidene Fahnen vor den Häusern ihrer Meister und anderer angesehenen Leute. Der Tag wird mit Abendessen und Tanz beschloffen; aber nur Bäckerstöchter dürfen an dem Tanze Theil nehmen. Die löbliche Bäckerinnung auch in weiterem Kreise hat sich das Verdienst jenes Gefellen mit angeeignet, das Fest ist auch in andern Städten eingeführt worden. — In gleiche Reihe mit den Errettungen treten Gnadenverleihungen und Privilegien, welche auf die Entwicklung und den Wohlstand einer Stadt bedeutend eingewirkt haben. Fast möchte man sich wundern, warum der 23ste Julius — vom 23ten Julius 1507 ist der große Schutzbrief Maximilians I. für die Leipziger Messe datirt und damit namentlich dem Rivalisiren Erfurts mit Leipzig ein Ende gemacht — nicht jährlich hier in Erinnerung gebracht wird. — Hat überhaupt ein Ort irgend geschichtliche Bedeutung, hat sich die Gnade oder Zucht des Herrn zu irgend welcher Zeit tief in seine Geschichte eingegraben, so soll das nicht vergessen werden.

4) Ein fester und geordneter Sitz von Freudenfesten sind die Corpo-

rationen und Vereine. Die Universitäten haben ihre Stiftungstage, welche in der Regel beim Rectoratswechsel mitgefeyert werden. Die Innungen und Zünfte hatten ihre Quartale und Zunfttage. Sie blickten an solchen Tagen zurück auf die Stiftung ihrer Corporation, auf ihre Gnadenbriefe, auf bedeutende Erfindungen und Fortschritte in ihrem Fache; sie freueten sich über den Segen, welchen sie ihrer Corporation verdankten. Wer will es den Druckern verargen, daß sie die Erfindung ihrer Kunst auch nach 400 Jahren im großartigsten Stile feierten? Nachdem die Innungen gefallen, müssen die einzelnen Etablissemments und Geschäfte ihre besondern Festtage haben. Jede Fabrik, auch jede Buchhandlung und jedes kaufmännische Geschäft muß den Tag seiner Gründung feiern. — Mit dem Scheuerfeste allein ist es nicht gethan. — Solche Dank- und Freudentage stärken das ganze Geschäft nicht allein nach der sittlichen, sondern selbst nach der materiellen Seite hin. Nach Verlauf größerer Zeitabschnitte, nach einem Viertel-, halben oder ganzen Jahrhundert feiert das Geschäft seine hohen Festtage. In der Borsig'schen Fabrik zu Berlin ist die Vollendung der 1000sten Locomotive, in der Bauer-Rönig'schen zu Oberzell bei Würzburg die Vollendung der 1000sten Schnellpresse sehr feierlich begangen worden, und das mit Recht. — Jünglingsvereine mögen ihre fröhlichen Stiftungsfeste halten. Missionsfeste werden, auch wenn man sie ins Freie verlegt, schwerlich je den Character wirklicher Volksfeste bekommen. Man hört an denselben und freuet sich; aber man bleibt in stiller Receptivität. Es ist kein Thun, kein Ringen, keine Formalität, keine Darstellung dabei, wie sie sich an vaterländische und corporative Feste so leicht anschließt.

5) Die Geburts- oder Sterbetage berühmter Männer können Volksfeste werden, wenn ihre Wirksamkeit eine tief ins Volk eingreifende war, und wenn sie wirklich im Bewußtsein des Volkes leben. Soll man aber einen Mann mit feiern, den man nicht liebt und ehrt, von dem man überhaupt kaum Etwas weiß, so wird ein solches Fest Lüge und die Gemeinde der Feiernden nicht selten die Beute von Agitatoren, welche aus dem Wesen und den Werken des Mannes nur ihren Zwecken dienliche Seiten und Aeußerungen herausheben. Ich wage in Sachsen nur von Luther, Paul Gerhardt und Gellert zu sagen, daß sie wirklich Männer des Volkes geworden sind. Preußen mag noch Blücher hinzufügen. Wenn Schiller auch in weiten Kreisen bekannt geworden ist, so hat er doch zu wenig dem allgemeinen Bedürfniß gedient, um als Mann des Volkes anerkannt und geehrt zu werden.

6) Von großer Bedeutung sind die Feste, welche mit Leistungen im Gebiete der Kunst, oder mit Wettkämpfen in irgend einer Tüchtigkeit und Fertigkeit verbunden sind. Wir denken hier an Kunstausstellungen, an Gesang- und Musikfeste, an Schützen-, Turn- und Schwimmfeste. Sie sind vollständig berechtigt. Wir finden sie in jedem gesunden Volksleben, von Elis, von Olympia bis nach Island hinauf. Der Apostel

Paulus verwirft oder tadelt in den Corintherbrieffen das Laufen in den Schranken auf der irthmischen Landenge gar nicht; er nutzt es nur, um von da aus die Perspective auf einen andern Wettlauf zu nehmen. Wir haben gerade solche Feste mit aller Energie zu pflegen, aber auch dafür zu sorgen, daß sie harmlos bleiben. Sobald sie Maske irgend einer politischen oder socialen Bestrebung werden, haben sie keine Wahrheit mehr, der Wurm ist darin, und die Freude wird fraglich und bedenklich.

7) Schulfeste sind uralt in Deutschland. Am 12ten März, am Tage Gregors I., zog in vielen Städten die liebe Schuljugend bald in großer Procession und allerlei Verkleidung, bald singend und sich Gaben erbittend durch die Straßen. Mit den Geschenken machten sie sich dann einen lustigen Tag. Diese Umgänge sind wohl aus guten Gründen längst abgestellt. Ob sie aber durch etwas Besseres ersetzt sind, das ist fraglich. Es wäre gewiß von Segen, wenn jeder Lehrer jährlich ein- oder zweimal als Festordner sein kleines Volk aus den engen Wänden herausführte. Er könnte einmal in anderem Sinne ludimagister werden. Die Kinder mögen sich messen in verschiedenen Wettkämpfen. Kleine Preise müssen der Sache Interesse und den Kindern Spannkraft geben. Man hört leider, wie solche an manchen Orten begonnenen Feste wieder einschlafen. Geistliche, Gemeindevorstände und wohlhabende Hausväter sollen dabei dem Lehrer die Hand bieten.

Erlauben Sie mir noch einige Gedanken über die rechte Gestaltung der Feste auszusprechen. Feste müssen zuerst fest und gewiß sein. So wenig Weihnachten oder Ostern oder Pfingsten fraglich ist, darf auch ein wahres Volksfest fraglich sein. Sodann müssen sie ihre bestimmte Zeit und ihren festen Ort haben. Das Wetter muß man bei denselben nehmen, wie es Gott der Herr giebt. Sie müssen vorher bekannt sein, es muß eine längere Zurüstung auf dieselben Statt finden. Ein ordentliches Fest kann man nicht vom Baume schütteln. Die Spannung darauf gehört wesentlich dazu; das Fest beschäftigt die Feiernden schon lange vorher und macht ihnen andere Belustigungen entbehrlich. — Ferner hat jedes ächte Volksfest seine etwas steife pedantische Form, in welcher unsere Alten Meister waren. Dieselbe gefällt sich in wunderlichen Präambeln, Verzögerungen und Schnörkeln. Sie zügelt einerseits den wilden Muth und pflanzt das Kräutlein Geduld in die Seelen. Andererseits sticht dann das frische Leben, wenn es zu seinem Rechte kommt, desto heller gegen den steifen Rahmen ab. — Polizei muß es bei rechten Festen nie geben. Jede Corporation oder Festgenossenschaft muß ihre eignen Ordner haben. Sie sind für die Haltung der Feiernden verantwortlich, sie müssen ihr Amtsbewußtsein haben, und man muß ihnen dann auch Etwas zutrauen. So war es von jeher bei den Schützenfesten, dem Fasching &c. Die Strafen für Excedenten werden an solchen Tagen nicht aus dem Crimi-

nalcoder genommen. Wir finden in alten Städten, daß Bursche, welche an solchen Tagen Mund und Hand zu frei gebrauchten, nicht etwa im Stadtgefängnisse sondern in einem herkömmlichen Feststalle eingesperrt wurden, und das gab ihnen für die Zukunft keinen Makel. Sonst strafte man auch mit Geld. In der Zerbster Schützenordnung von 1592 ist auf das Nennen des Teufels eine Bön von 6 Pfennigen, auf Fluchen, Schwören und alle Gotteslästerung eine Bön von 3 Groschen gesetzt, in der Weimarschen dagegen nur 1 Schilling. Der Humor, der durch Alles, durch die Bedanterie und die Strafen durchspielte, prägte sich nicht selten auch in den Gewinnen aus. Bei den großen Schützenfesten in gewissen Städten bekamen nicht allein die besten Schützen und dann weiter abwärts die guten ihre Preise, auch der Held, welcher den allerschlechtesten Schuß gethan hatte, wurde honorirt, und zwar zuweilen mit einem ziemlich großen aus Silber geschlagenen Schweine. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die in dieselbe Thiergattung streifenden studentischen Ausdrücke daher ihren Ursprung haben. — Zu jedem deutschen Volksfeste gehörte wie Spiel und Kampf nothwendig auch Musik und Gesang, wenigstens Gesang. Das Lied ist die schöne Blume, welche aus dem Acker der Seele bald in hellen, bald in dunkeln Farben herausblühet. Wir können zur Förderung gesunden Volksgesanges nicht genug thun. Es bleibt wahr, daß alles Gesungene sich am Tiefsten und Festesten in die Furchen der Seele einsetzt. Auch das erotische Lied, wenn es sonst sauber ist, soll Niemand verbannen wollen. Es ist doch schwerer, daß ein Mensch, der einmal mit frischem Flügel- schlage der Seele von Liebe gesungen hat, hernach in seiner Ehe in Gemeinheit und Rohheit herabsinke. Wer aber von uns in seiner Stadt oder seinem Dorfe bei Tag oder Nacht gemeine Gassenhauer durch die Straßen singen hört und voll Zorn das Fenster zuschlägt, der frage sich erst, ob er auch der Jugend etwas Besseres geboten hat. Der Geistliche kann im Vereine mit dem Lehrer hier gar Viel thun.

Er soll sich überhaupt den Volksfreuden und den Volksfesten nicht entziehen. Noch giebt es Volksfeste, die feierlich und mit Gottesdienst eingeleitet werden. Ich denke nicht allein an die Pfingstgelage und Kirchweihen; auch die Quartale gewisser Innungen wurden in einigen Städten Sachsens bis vor Kurzem wenigstens mit Gottesdienst eröffnet. Doch handelt es sich nicht allein um Conservirung dieser Reste. Wo sich Feste in der angegebenen naturwüchsigen Weise bilden, da finden sich auch Stellen, in welche der Geistliche mit dem Worte Gottes eintreten kann. Ich stand im vorigen Sommer, wo ich auf einem ziemlich fern liegenden Fleckchen deutscher Erde etliche Wochen ausruhete, dort in freundlichem Verkehr mit einem Fabrikbesitzer. Ich schicke voraus, daß dieser Mann auf der einen Seite ein Waisenhaus für verwaiste Kinder seiner Arbeiter gegründet und eine fromme Waisenmutter in dasselbe gesetzt hatte. Auf der andern Seite hatte er, um die Arbeiter

von dem Leben in Wirthschaften fern zu halten, ihnen eine sehr schöne Regelbahn gebauet und Sorge getragen, daß sie an Ort und Stelle einen guten Trunk Bier zu billigstem Preise haben konnten. Während meiner Anwesenheit veranstaltete er seinen Arbeitern an einem Sonntage ein wirklich prächtiges Fest. Nachdem sie Vormittag in der Kirche gewesen, versammelten sie sich Nachmittag in einem schönen Buchenwalde. Auf einer frischen Rasenfläche waren die langen Tische gedeckt. Hinter dieser Fläche erhob sich das Land in fast regelmäßigen Terrassen. Unten wurde gegessen, getrunken und gespielt; von den Terrassen herab sang der aus den Arbeitern gebildete Chor seine schönen ernsten und heitern Lieder. Fast selbstverständlich mußte ein anwesender Geistlicher das Fest mit einem kurzen Worte schließen. Nur soll er solche Festversammlung nicht mit langen Reden quälen. Hier gerade gilt Luthers Wort: „Tritt frisch auf, thu den Mund auf, höre bald auf!“ Du sollst die Freude nicht verschrecken, sondern heiligen. — Der Geistliche kann auch eine Weile bei solchem Feste bleiben. In der Regel theilt sich die ganze Festgemeinde in drei Abtheilungen. Wenn das Leben gesund ist, sind die Jünglinge und Männer in der Fülle der Kraft der active Theil. Hinter ihnen steht die hoffende Jugend, welche einmal in ihre Reihen einzutreten wünscht. Und neben ihnen sitzt das Alter, sitzen die Väter der Gemeinde, welche in den Jünglingen und Männern ihre Jugend noch einmal durchleben. Unter ihnen kann auch der Geistliche seinen Platz nehmen. Er vergiebt seinem Amte Nichts, trägt aber Viel bei zur würdigen Haltung des Festes. — Gott schenke unserem Volke, daß das fromm, fröhlich und frisch wieder Wahrheit wird. Dann kommt auch das frei von selbst hinzu, es braucht wenig bevormundet zu werden. — Herr, der Du Alles neu machest, mache auch unser Volk neu. Mache es frei in Dir, dann ist es recht frei. Amen.



□ Glaubensbekenntniß eines unmodernen Kulturforschers. Gotha, Berthes 1879. — Dies Schriftchen verdient entschieden Beachtung. Können wir auch dem „Glaubensbekenntniß“, das der anonyme Verf. hier in 98 Thesen entwickelt, in wesentlichen Punkten nicht beistimmen, namentlich in der Beurtheilung des geschichtlichen Christenthums, zu dessen vollem Verständniß es ihm im letzten Grunde an einem in sich ganz klaren, biblischen Gottesbegriff fehlt, so ist doch in diesen Thesen so viel sittlicher Ernst, so viel speculative Energie und ein so weit-schauender Blick, daß wir in neuester Zeit selten einer Schrift begegnet sind, die auf wenigen Blättern eine solche Fülle von treffenden, geistvollen Bemerkungen und von anregenden Gedanken geboten. — Ganz besonders stark ist der Verf. in der Kritik, die ebenso geistvoll, als bündig und präcis ist. Wir geben zu diesem Zweck wenigstens einige Proben. So sagt er S. 33: „Die Krankheit unserer Zeit ist der Rationalismus, der hüben und drüben, bei Gläubigen und Wissenseifrigen herrschend überall nur kahle, physische Thatsachen sehen, Alles nur auf solche zurückführen will, der nirgends mehr, nicht in der Natur, noch in der Geschichte, noch im Menschenleben mehr das kundbare Geheimniß des Göttlichen und seine schöpferische Bewegung erkennen will.“ — Damit hängt zusammen die Bemerkung auf S. 34, die sich gegen unsere pädagogischen Verirrungen und deren Folgen richtet und ihnen gegenüber das wahre Erziehungsideal hinstellt. „In unsern Erziehungs- und Unterrichtsmethoden“, schreibt der Verf., „ist es allein auf die Ausbildung des Verstandes abgesehen, und Alles, was die Entwicklung des Gemüths befördern könnte, wird möglichst eingeschränkt. Dies ist durchaus verkehrt. Im Gemüth ist die Wohnung alles Göttlichen, die Quelle aller schöpferischen Bewegungen, die Substanz aller lebendigen Sittlichkeit. Das ist die Aufgabe, nicht kluge Menschen, sondern schön und lebendig fühlende Menschen zu

bilden; nicht Menschen, die gut rechnen können, sonderu die von anschaulicher Auffassung, warmer Empfindung sind. Diese sind lebende Menschen, jene nur Maschinen. Unsern Verirrungen danken wir es, wenn wir wol mehrere haben, die den Witz des Verstandes, die Technik des esprit besitzen, aber wenige oder keine, die sich durch ursprüngliche und volle Empfindung, durch geniale Conception oder Perception über die Menge erheben; einen Schwarm von mittelmäßigen Talenten, aber gänzliche Armuth an Originalgenies; glatt gedrechselte Puppen, aber keine warmfühlenden Menschen; schöne Redner, aber keine Männer, keinen Charakter.“ Dies möge als Probe des reichen Inhalts genügen, den die Broschüre bietet und den der Verf. in einer größeren Schrift begründen und ausführen will.

□ Dr. Joh. Bachmann, Prof. und Universitätsprediger zu Rostock, Ernst Wilhelm Hengstenberg. Sein Leben und Wirken nach gedruckten und ungedruckten Quellen. Des 2. Bandes 1. Hälfte. Gütersloh, Bertelsmann 1879. — Die Fortsetzung des sehr weit angelegten biographischen Werkes, die der Verf. nach längerer Pause hier bietet, ist von besonderem Interesse. Er schildert darin „das Festwurzeln Hengstenberg's in Berlin“, und zwar in vier Capiteln mit den Ueberschriften: „Bräutigams Freud und Leid“; „Die Anfänge der evangelischen Kirchenzeitung“; „Ordinariat, Hochzeit“; „Theologische Anschauung und Arbeit“. Der früh gereifte Mann tritt uns in diesem Theil der Biographie überaus anschaulich entgegen. Vermöge einer seltenen Energie und Entschiedenheit, die sich mit einer merkwürdigen Elasticität und Beweglichkeit, und zugleich mit einer großen Klugheit verbindet, hat Hengstenberg bereits in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre die hervorragende Stellung im öffentlichen Leben der Kirche erworben, die er später so sicher eingenommen und bis an sein Ende mit wachsender Bedeutung behauptet hat; bereits damals steht er als abgeschlossener theologischer Charakter, als bahn-

befreundeten Ministers Altenstein gegenüber Pöngstenberg und den schriftlichen Verkehr desselben mit diesem so energisch und entschieden hervortretenden jungen Theologen, den er um seiner wissenschaftlichen Gabe und Arbeit willen schätzt, dessen beginnende journalistische Thätigkeit er aber mit großen Bedenken verfolgt und in dem er mit ebenso scharfem, als besorgtem Blick den entschlossenen, rücksichtslosen Parteiführer sich entwickeln sieht. Mit Spannung sehen wir der hoffentlich baldigen weiteren Fortsetzung dieses biographischen Werkes entgegen, das klar und übersichtlich geordnet, fesselnd geschrieben, reich an interessanten und bedeutsamen Mittheilungen zu den hervorragenderen Erscheinungen der so überaus reichen biographischen Literatur gehört, die den literarischen Markt nur zu stark überwuchert.

△ Jean Baptiste Colbert und seine Verdienste um nationalen Wohlstand. Ein Spiegelbild für unsere Zeit. Vortrag von W. Schimmelpfeng. Berlin 1879, Puttkammer u. Mühlbrecht. — Jener französische Finanzminister Ludwig's XIV., der bei allen seinen Schwächen bedeutend genug war, um Schöpfer eines besonderen nach ihm benannten Systems, des Colbertismus, auch Industrie- oder Mercantilsystems genannt, zu werden, wird uns in dem vorliegenden Vortrage in seinem Leben und Wirken geschildert — freilich in einer Weise, die manchen Widerspruch herausfordern dürfte. Eine kleine Umarbeitung des Vortrages vor dessen Drucklegung hätte übrigens Nichts schaden können, der Verfasser hätte bedenken sollen, daß gewisse Kraftstellen, die bei mündlichem Vortrage auf den Beifall der Hörer mit Sicherheit rechnen können, wenn sie gedruckt vorliegen, ganz anders auf den Leser einwirken.

+ Runing Hartfest. Ein Lebensbild aus der Geschichte unserer deutschen Ahnen, als sie noch Wuodan und Duonar opferten. Der deutschen Familie, vornehmlich unserer Jugend gewidmet von Dr. D. F. Weinland. Mit zegen 60 Text-Abbildungen und einem Titelbilde. Leipzig, Verlag und Druck von Otto Spamer, 1879. — „Runing

Burger, G. von Yuttich, W. Worins, P. Vogel und anderen bringen. Acht Lieferungen liegen bereits vollendet vor. Mit der vierten Lieferung ist das Werk bis zu den Heldengedichten des 13. Jahrhunderts, resp. zu den Ausklängen der höfischen Poesie vorge drungen, auf welche jene theils sentimentalen, theils nüchternen und rohen Nachahmungen kraftvoller und hochedler Vorbilder folgten, die den Verfall des Minne gesangs und der höfischen Poesie bezeichnen. Von diesem Verfall giebt der Verfasser in der fünften Lieferung eine treffende Schilderung. Mit besonders frischen Farben ist in derselben Lieferung das Volkslied dargestellt. Alle die einzelnen Entwicklungsstufen deutscher Poesie im Mittelalter finden in reichlichem Ausschmuck durch culturhistorische Nebenschilderungen entsprechende Ergänzung, zumal in der Darstellung der echt bürgerlichen Dichtungen der Meistersänger. Durch solche Abwechslung zeichnet sich die sechste und siebente Lieferung aus. In letzterer ist namentlich der Abschnitt über das historische Volkslied von großem Interesse. Darauf giebt der Verf. einen gedankenvollen, gut orientirenden Ueberblick über die Dichtungen in Prosa, z. B. die hochromantischen Erzählungen phantastischer Art, ferner über die Geschichtschreibung, die humoristischen Schriften, die Anfänge der Buchdruckerkunst, endlich die Blüthen der Satyre und des Volkshumors. Mit der Literatur der Reformationszeit schließt die achte Lieferung.

— Dresden, 11. Aug. Das Königl. Sächsische Justizministerial-Blatt Nr. 7 vom heutigen Tage enthält: Zwei Generalverordnungen, 1) den Auslieferungsvertrag mit Belgien betr., vom 14. Juli c., 2) die Erhebung der Erbschaftsteuer betr., vom 28. Juli c., eine Bekanntmachung des Vorstandes der Justizministeralkanzlei vom 4. Aug. c., das bei Gerichtsverhandlungen zu tragende Amtskleid betr., ferner Personalsachen des Justizdepartements und am Schluß literarische Anzeigen.